



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

von Gottberg: Wirtschaftliche Rüstung

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Wirtschaftliche Rüstung

Von Landrat a. D. von Gottberg-Potsdam



aß es neben der militärischen Rüstung eine finanzielle Rüstung gibt, ist dem allgemeinen Verständnis seit langem durch Herrn Reichsbankpräsidenten Havenstein nahegebracht worden. Von anderer hochverdienter Seite, dem Grafen Schwerin-Löwitz, wurde neuerdings das Wort „wirtschaftliche Rüstung“ geprägt, und zwar in dem Sinne des Feldmarschalls Moltke: „In dem Augenblick, wo für den Kriegsfall die deutsche Landwirtschaft nicht mehr in der Lage wäre, Heer und Flotte unabhängig vom Auslande zu ernähren, in dem Augenblick hätten wir jeden Feldzug schon verloren, bevor noch der erste Kanonenschuß gefallen wäre.“

Es handelt sich also für uns um Unabhängigkeit vom Auslande. Aber nicht um Unabhängigkeit der einzelnen Privatwirtschaft. Es kann von vornherein allen Gegnern zugegeben werden, daß auf dem Gebiete des privaten Geschäftslebens ein paritätisches Verhältnis (do ut des) herrscht, und daß durch den Bezug einer Ware kein Käufer in ein Abhängigkeitsverhältnis zum Verkäufer tritt. Vielmehr handelt es sich hier um volkswirtschaftliche Abhängigkeiten, wie sie z. B. hinsichtlich des deutschen Kalis und des amerikanischen Petroleums niemand bestreiten wird, und die das diplomatische und gesetzgeberische Verhalten der Staaten schon im Frieden wesentlich beeinflussen können. Andererseits wollen wir hier nicht beweisen, daß auf äußeren Glanz eines Staates plötzlich ein Zusammenbruch folgen kann, weil dieser Glanz schon lange vom wirtschaftlich unterjochten Auslande zehrte und schon lange im eigenen Innern etwas faul war. Der Untergang des ehemaligen spanischen Weltreiches ist sicher eine Folge eigener wirtschaftlicher Schwäche Spaniens gewesen, höchst wahrscheinlich auch der Untergang Karthagos nach den glänzenden Siegen Hannibals. Und selbst Frankreichs Erschöpfung, als die napoleonischen Siege ihm keine Reichtümer mehr zuführten, wird zum guten Teil darauf zurückgeführt, daß Napoleon durch die Kontinental Sperre das eigene Land wirtschaftlich ungemein geschwächt hatte. Aber auf diese Art Abhängigkeit vom Auslande — die damit zusammenhängt, daß der eigene Staat sich wie ein gieriger Geschäftsmann mit zu viel Außenpositionen „übernommen“ hat — gehen wir hier nicht näher ein, sondern suchen die Bedeutung wirtschaftlicher Rüstung in dem engeren Sinne Moltkes.

Allerdings hätte der Feldmarschall statt „Landwirtschaft“ und „ernähren“ vielleicht noch besser die Worte gewählt „Volkswirtschaft“ und „erhalten“: denn ein Heer will auch ausgerüstet, nicht bloß ernährt sein. Wir fassen daher unsere Forderung so, daß im konkreten Kriegsfalle die heimische Volkswirtschaft imstande sein soll, die unmittelbaren Lebensbedingungen von Heer und Flotte zu sichern. Den Wert dieser speziell kriegerischen Unabhängigkeit mögen einige Sätze veranschaulichen, die ich einem Aufsatz des Hauptmanns Deutelmoser aus den Vierteljahrsheften unseres Großen Generalstabes (Jahrgang 1908 Heft 3) entnehme. Es heißt da über das Verhältnis der Nord- und Südstaaten im amerikanischen Sezessionskriege (1861 bis 1864), der trotz hoher Kriegsbegeisterung und anfänglich zweifelloser militärischer Überlegenheit der Südstaaten schließlich mit deren Überwindung endete: „Der Süden zog seinen Erwerb fast ausschließlich aus den durch Negerflaven bebauten Pflanzungen, wo Baumwolle, Zucker, Reis, Indigo und Tabak gewonnen wurden. Der Anbau von Brotgetreide war nur gering, die Industrie vergleichsweise wenig entwickelt. Hieraus ergab sich eine überaus störende wirtschaftliche Abhängigkeit vom Auslande, die sich während des Bürgerkrieges natürlich fortwährend steigerte. Sie war um so nachteiliger, als sich im Süden größere Geldmittel bei weitem nicht so leicht flüssig machen ließen wie im Norden.“

„Dieser war nicht nur an sich reicher, sondern auch durch die Art seiner Landserzeugnisse weniger auf fremde Einfuhr angewiesen. Seine Bewohner trieben Getreide- und Futterbau, Schlachtvieh- und Pferdezücht. Sie gewannen auf eigenem Grund und Boden Eisen, Kupfer, Blei, Hölzer für den Schiffbau, Hanf und Steinkohle. Ihre Industrie stand in wirtschaftlicher Blüte, ihre Kriegs- und Handelsflotte beherrschte das Meer und die Binnengewässer. Sie konnten also ihre Erzeugnisse unmittelbar dem Heere nutzbar machen. Ihrem Gegner aber vermochten sie durch die Blockade seiner Häfen um so größeren Schaden zuzufügen, als ihm dadurch nicht nur die Einfuhr von Kriegsbedarf erschwert, sondern auch seine wichtigste Einnahmequelle, die Baumwollausfuhr nach Europa, unterbunden wurde.“

„Die wirtschaftliche Konjunktur im Norden wurde, vom Daniederliegen ganz vereinzelter Industriezweige abgesehen, durch den Krieg nicht schlechter, sondern besser.“

„Nur selten kam es vor, daß sich (im Süden) eine befohlene Truppenstellung verzögerte, und wenn ein solcher Fall eintrat, lag das nie am Rekrutenmangel, sondern stets am Fehlen der nötigen Waffen und Ausrüstungsstücke, deren Beschaffung große Schwierigkeiten machte.“

„Man blieb (im Süden) mit der Artillerie erheblich im Rückstande, da deren gesamtes Material nur vom Auslande geliefert werden konnte.“

Wenn man diesen Ausführungen noch hinzufügt, daß die Südstaaten über ein weit besseres Material von Führern und Offizieren verfügten: wer kann dann noch bezweifeln, daß den Sezessionskrieg im Grunde nur die wirtschaftliche

Selbständigkeit und Überlegenheit der Nordstaaten entschieden hat und daß diese Momente für die Entscheidung jedes Krieges von höchster Bedeutung sind? Und doch gibt es zahlreiche Gegner der sogenannten wirtschaftlichen Selbstversorgung.

Von diesen Gegnern wollen wir nun einen herausgreifen, der nicht auf extrem-freihändlerischem Boden steht, sondern Anhänger unserer zeitigen Wirtschaftspolitik ist, und dessen Gegnerschaft deshalb frei bleibt von dem Verdacht der Tendenz. In dem lesenswerten Buche „Fleischeinfuhr?“ sagt Herr Dr. Müller, die Theorie von der wirtschaftlichen Selbstversorgung, „wie sie sich in dem Bestreben nach gänzlicher wirtschaftlicher Emanzipation vom Auslande ausdrückt, . . . würde in ihrer konsequenten Durchführung nichts anderes bedeuten als den gänzlichen Verzicht Deutschlands auf seine wirtschaftliche Weltmachtstellung“. Die führenden Organe unserer Landwirtschaft seien kurzfristig und geradezu verblendet (Tag vom 19. März 1912), wenn sie darauf abzielten, die 93 Millionen Mark hinwegzubringen, die an Schlachtvieh und Fleisch jährlich zu uns aus dem Auslande hineinkämen; man übersähe dabei die Milliarde Mark unserer Tributpflicht an das Ausland für Futtermittel (1911). „Ist es wirklich wahr, daß ein Krieg für uns die Unterbindung der Auslandszufuhr zur Folge haben muß, dann kommt es tatsächlich gar nicht darauf an, ob uns die 4½ Prozent unseres zeitigen Fleischbedarfes, die wir jetzt noch aus dem Auslande beziehen, entgehen, sondern die Frage wird akut, was denn aus unserer heimischen Produktion werden soll, wenn ihr Betriebs-(Futter-)mittel in der vorher nachgewiesenen enormen Höhe vorenthalten werden.“

Diese Ausführungen enthalten nach einem zutreffenden Vordersatz ein recht ansehnliches Schlußergebnis. Durchaus richtig ist, daß wir nicht wieder „bodenständig“ werden können. Sombart nennt es eine abenteuerliche Vorstellung, zu glauben, ein Volk wie das deutsche sei noch der Erhaltung aus eigener (Boden-) Kraft fähig. Und in der Tat: allein an Rohbaumwolle, die wir ja selbst gar nicht haben, brauchen wir jährlich fast für ½ Milliarde Mark (1910); das Eisenerz unserer eigenen Bergwerke genügt auch nicht annähernd für unsere Eisenproduktion, wir holen uns gewaltige Mengen aus Schweden und Südrußland; für unseren Bedarf an Bau- und Nutzholz würde der deutsche Hochwald auch dann nicht ausreichen, wenn er das doppelte der jetzigen Fläche ausmächte; und schon für das Jahr 1900 hat man berechnet, daß unser Pferdebestand vervierfacht, unser Rindviehbestand verdreifacht, unser Schafbestand verneunfacht werden müßte, um den inländischen Bedarf an Häuten und Wolle zu decken. Die deutsche Volkswirtschaft ruht eben heute schon auf einer etwa dreimal so großen Bodenfläche, als sie das Deutsche Reich mit seinen Grenzen umspannt; nur befindet sich diese Fläche nicht in mathematischer Zusammengehörigkeit, sondern sie liegt zersprengt über alle Erdteile. Trotzdem und trotz eines, absolut genommen, enorm gestiegenen Außenhandels sind wir heute im ganzen nicht abhängiger vom Auslande als früher. Sombart meint sogar, daß

wir immer unabhängiger werden, daß verhältnismäßig der Außenhandel einen immer geringeren Anteil an unserer Volkswirtschaft habe, da diese innerlich immer mehr erstärke. Die Lösung dieser merkwürdigen Erscheinung ist darin zu finden, daß wir früher Fabrikate aus dem Auslande holten, heute fast nur noch Rohprodukte einführen und den Produktionsprozeß von Anfang bis zu Ende nach Deutschland selbst verlegt haben. Wir selbst liefern jetzt die Arbeit und führen die Fabrikate aus; wir bezahlen in wachsendem Umfange fremden Boden mit heimischer Arbeit, und nur so ist es uns möglich, auf einer verhältnismäßig kleinen Fläche unsere gewaltige Volkszahl zu ernähren.

Daß nun aber hierin schon eine Gefährdung unserer kriegerischen Leistungsfähigkeit liege, kann bei näherem Zusehen nicht zugegeben werden. Für die Ausrüstung des Heeres und seine und des Volkes Ernährung, wie sie Feldmarschall Moltke im Auge hat, kann es unmöglich sehr darauf ankommen, daß auch alle hierzu nötigen Rohprodukte im Inlande gewonnen werden. Unsere kriegerische Schlagfertigkeit leidet nicht darunter, daß das Eisenerz, aus dem unsere Kanonen und Gewehre gefertigt werden, in fremden Bergwerken gewonnen wird, und daß das Schuhzeug, die Sättel oder Tornister unserer Soldaten aus Häuten von Tieren gemacht werden, die sich in Amerika, Rußland oder sonstwo getummelt haben. Diese Rohprodukte werden immer, auch wenn einzelne Einfuhrquellen oder Einfuhrwege versperrt sind, auf anderem Wege zu uns eindringen können, zumal sie nicht Kriegskonterbande sind. Ungemein viel wichtiger ist, daß wir die Produktionsstätten und die gelernten Arbeitskräfte im Inlande haben, und nicht, wie seinerzeit die amerikanischen Südstaaten, genötigt sind, Waffen, Munition und Ausrüstungsgegenstände von auswärts einzuführen. Was aber die Erhaltung unseres Volkes während des Krieges betrifft, so ist hinsichtlich der für die Bekleidung notwendigen Rohprodukte (Baumwolle, Wolle, Häute) außerdem zu sagen, daß der Bedarf an ihnen einer bedeutenden Einschränkung und Zusammenziehung fähig ist; denn Kleider und Schuhzeug werden im täglichen Leben nicht unbedingt von heute auf morgen gebraucht, sondern wenn sie knapp und teuer werden, kann ein neuer Einkauf durch Ausbessern und Flickern noch sehr lange hingezogen werden.

Nicht so sehr viel anders verhält es sich mit den Rohprodukten, die unsere Landwirtschaft für ihren Betrieb aus dem Auslande beziehen muß. Es sind dies Futter- und Düngemittel im Werte von jährlich etwa  $\frac{1}{2}$  Milliarde Mark in normalen Jahren (das dürre Jahr 1911 scheidet wegen unseres Kartoffel- und Futtermittelausfalls von über einer Milliarde Mark Wert für unsere Betrachtungen besser aus). Von Futtermitteln kommen hauptsächlich in Betracht: Futtergetreide (Futtergerste und Mais), Futterrüben, Raufutter (Klee und Heu) und Abfälle (Kleie, Schlempe, Zuckerrübenschnitzel, Ölkuchen). Es ist nun höchst unwahrscheinlich, daß es einem oder auch mehreren Feinden Deutschlands je gelingen würde, die Zufuhr dieser Futtermittel wesentlich zu beeinträchtigen. Die zentrale Lage Deutschlands, die ja allerdings einerseits Angriffen von allen

Seiten offen steht, hat andererseits den großen Vorzug, daß eine Absperrung derartiger Zufuhren überhaupt kaum möglich ist. Wir grenzen an zwei offene Meere und an nicht weniger als sieben ausländische Staaten. Schon jetzt im Frieden gehen große Mengen von Futtergerste (übrigens auch von Weizen) aus Südrußland und den Donauländern über ausländische, nämlich die niederländischen Rheinhäfen ein. Bei einer Blockierung unserer Seeküste würden vielleicht auch noch die Häfen von Genua, Triest und Libau eine Rolle spielen, jedenfalls aber die ausgedehnten Landgrenzen vom Feinde nicht verschlossen werden können. Auch können die genannten Futtermittel unmöglich als Kriegskonterbande angesehen werden, soweit es sich nicht etwa um direktes Pferdefutter handelt (Hafer, Heu). Endlich ist das liebe Vieh viel weniger verwöhnt als der Mensch, und läßt sich eine Variation in der Futterart je nach der Konjunktur der Einfuhrmöglichkeiten ganz gern gefallen. Hier sehen wir also keine bedrohliche Abhängigkeit vom Auslande.

Schwieriger liegt die Sache schon beim Brotgetreide (Weizen, Roggen), weil der Mensch desselben tagtäglich bedarf. Beim Weizen haben wir es mit einem Einfuhrbedarf von etwa 30 Prozent zu tun; an Roggen haben wir seit einigen Jahren nicht unerheblich ausgeführt; auch wurde Roggen früher in erheblichen Mengen bei uns verfüttert und wird es in geringeren Mengen wohl auch jetzt noch, sobald die Futtergerste im Preise steigt, wie seit Herbst 1911. Man kann wohl also annehmen, daß unsere Ernte an Weizen und Roggen zusammen unseren Brotbedarf zu etwa vier Fünfteln deckt, daß wir also jährlich etwa 20 Prozent dieses Bedarfs einführen müssen. Dieses Verhältnis kann immerhin noch als ein unbedenkliches gelten im Gegensatz zu England, dessen Ernte statistisch einige Wochen seinen Bedarf decken mag, wo aber in der Praxis eine fast tägliche Zufuhr notwendig zu sein scheint, da schon gelegentlich jedes größeren Streiks Verpflegungsschwierigkeiten eintreten. Gerade der Umstand, daß infolge unserer geographischen Lage wie unseres Einfuhrsystems Deutschland für einen großen Teil von Europa den Getreidedurchfuhr- und Vermengungsverkehr sowie die Müllerei besorgt, bürgt uns dafür, daß auch im Kriege das Getreide seine im Frieden gewohnten Bahnen nicht ganz verlassen wird. Nicht nur an Roggen, sondern auch an Weizen haben wir ja ebensowohl eine große Einfuhr wie Ausfuhr, und eben erst hat England nicht unerhebliche Mengen deutschen Weizens bezogen, da infolge des Bergarbeiterstreiks und der dadurch hervorgerufenen Kohlen- und Frachtovertenerung der Getreidezufuhr aus den fernen Überseeländern nach England stockte. Schließlich kommt beim Getreidebedarf, im Gegensatz zum Fleischbedarf (siehe unten), aber ähnlich wie bei den Futtermitteln, immer noch in Betracht, daß es sich um tote Ware handelt, die dem Verderben nicht so leicht ausgesetzt ist, und die auch im Kriegsfalle von den verschiedensten Seiten und auf den mannigfachsten Wegen zu uns hereinkommen kann.

Wenn ein empfindlicher Punkt an unserer wirtschaftlichen Rüstung vorhanden ist, so ist es unsere Fleischversorgung, von der zu sprechen nun noch erübrigt.

Denn obwohl unser Fleischbedarf nur zu etwa  $4\frac{1}{2}$  Prozent aus dem Auslande kommt, so fällt bei der Einfuhr schwer ins Gewicht, daß ihre Möglichkeit durch die verschiedensten Rücksichten, insbesondere solche veterinärer und sanitärer Art, beengt ist. Die Mehrzahl der europäischen Länder scheidet als Bezugsquelle für lebendes Vieh aus, weil sie entweder selbst einführen müssen, wie England, oder noch weniger Viehstämme haben als wir, wie Schweden, vor allem aber, weil sie verseucht sind, wie Rußland und die Balkanländer, und die Einfuhr von dort unseren eigenen Viehbestand aufs schwerste gefährden würde. Es bleibt eigentlich nur Dänemark und in geringerem Maße Österreich-Ungarn für unsere Auslandsversorgung mit lebendem Vieh übrig, während ein Versuch mit der Einfuhr französischen Schlachtviehs wieder fallen gelassen werden mußte. Der oben erwähnte Dr. Mueller sagt darüber: „Die Einfuhr lebenden Schlachtviehs erweist sich ebensowohl bezüglich der erfordernten Menge, als auch für die Beeinflussung der Preisbildung praktisch als unwirksam. . . . Unter allen Umständen ist sie aber wegen der ständigen Gefahr der Seucheneinschleppung . . . zu beanstanden und am besten . . . überhaupt auszuschließen.“ Dieser Standpunkt darf nicht als zu rigoros erscheinen, wenn man sich vergegenwärtigt, daß das freihändlerische England aus gleichen Gründen so ziemlich alle Länder außer Kanada und den Vereinigten Staaten gegen die Einfuhr lebenden Schlachtviehs sperrt.

Es bleibt also für unsere Fleischversorgung die Einfuhr frischen oder gefrorenen Fleisches übrig. Sie ist gegenwärtig nach zwei Richtungen erschwert: erstens durch einen Zoll, der im Verhältnis zur Lebendeinfuhr sehr hoch ist; zweitens durch die Bestimmung des § 12 des Reichs-Fleischbeschaugesetzes vom 3. Juni 1900, wonach behufs sanitärer Nachprüfung nur ganze oder (bei Rindern und Schweinen) halbe Tierkörper eingeführt werden dürfen, und die Mitlieferung von Brust- und Bauchfell, Lunge, Herz und Niere in natürlichem Zusammenhange vorgeschrieben ist. Da das in dieser Gestalt gelieferte Fleisch, auch wenn gefroren, einen längeren Transport nicht aushält, ohne den Geruch der Eingeweide anzuziehen, so hat sich eine bedeutende Einfuhr von Fleisch bei uns nicht entwickelt, und fast nur Dänemark und die Niederlande kommen hierfür in Betracht.

Vom Standpunkt unserer wirtschaftlichen Rüstung muß diese geringe Entwicklung der Vieh- und Fleischeinfuhr unbedingt erwünscht erscheinen. Ja, wenn auch anzunehmen ist, daß in einem Kriege zwischen europäischen Großmächten Dänemark und die Niederlande neutral, und die Zufuhr aus ihnen nicht gefährdet sein würde, so muß man doch die völlige Unabhängigkeit Deutschlands von ausländischer Vieh- und Fleischeinfuhr als erstrebenswertes Ziel bezeichnen. Und zwar selbst dann, wenn dieses Ziel nur unter Verringerung unseres Getreidebaues zu erreichen wäre. Jedenfalls aber ist eine Parallele zwischen unserer Tributpflicht an das Ausland für Futtermittel und derjenigen für Schlachtvieh verfehlt. Denn es ist eben ein großer Unterschied, ob man tote, beliebig transportfähige und der Art nach untereinander meist ersetzbare Futter-

mittel (Rohprodukte) einzuführen genötigt ist, dabei aber auch noch unter vielen sich bietenden Bezugsquellen und Bezugswegen wählen kann: oder ob man das höchststehende Fabrikat der Landwirtschaft (Schlachttvieh) — das, weil lebendig, beim Transport allen möglichen Gefahren ausgesetzt ist, — einführen muß, und zwar von einer ganz bestimmten Bezugsquelle und meist auf einem ganz bestimmten Wege, der verhältnismäßig leicht unterbunden werden kann. Von höchster Bedeutung ist, daß Schlachttvieh im Inlande in großen Mengen dauernd herangezogen wird, daß Produktionsstätten und Produzenten hierfür vorhanden sind, daß es an dem Viehstammkapital nicht fehlt, von dem nötigenfalls eine Weile gezehrt werden kann. Daß dagegen das inländische Schlachttvieh teilweise mit ausländischem Futter herangezogen wird, beeinträchtigt unsere Rüstung fast ebensowenig, als daß unsere Kanonen teilweise aus ausländischem Eisenerz gefertigt sein mögen.

Aus diesen Gründen empfiehlt es sich auch für uns durchaus nicht, dem Beispiele Englands zu folgen und die Einfuhr argentinischen Gefrierfleisches zu erleichtern. Wir wollen durchaus nicht bezweifeln, daß sich der Markt für frisches Fleisch in England ganz ebenso unabhängig von dem Markt für „Frostfleisch“ erhalten hat, wie bei uns etwa der Buttermarkt von dem Palmimarkt oder wie der Markt lebender Fische von demjenigen toter Fische; daß also unsere Landwirtschaft unter der Konkurrenz des billigeren, aber auch minderwertigen Gefrierfleisches kaum zu leiden haben würde. Worauf es vom kriegerischen Standpunkt aus ankommt, ist, daß nur derjenige, welcher die Seegewalt besitzt und sie unter allen Umständen zu behaupten gedenkt, soviel auf eine einzige Karte — hier die Schifflinie zwischen Buenos-Aires und dem allein mit den nötigen Vorrichtungen zum Auftauen usw. versehenen Heimathafen — setzen darf. Es wäre unverantwortlich, wenn wir, ohne Seeherrschaft, dem Risiko dieses Beispiels folgen wollten. Eine Unterbindung der genannten Schifffahrts-Linie, die England fast ein Drittel seines gesamten Fleischbedarfs liefert, würde die Verpflegung unseres Volkes direkt in Frage stellen.

Gegenwärtig zeigt ein Vergleich mit England die verhältnismäßige Solidität und Überlegenheit unserer wirtschaftlichen Rüstung. Wir haben für unseren Brotbedarf zu etwa vier Fünfteln, für unseren Fleischbedarf zu etwa neunzehn Zwanzigsteln Eigendeckung und können hoffen, daß bei der Mannigfaltigkeit unserer Grenzen keine Kombination fremder Mächte imstande sein wird, die Zufuhr des Fehlenden abzuschneiden. Auch läßt sich wohl annehmen, daß schlimmstenfalls der Konsum einer bescheidenen Einschränkung oder Abwechslung mit anderen Lebensmitteln (Kartoffeln, Gemüse) fähig ist. Lassen wir doch vor einiger Zeit von einem allgemeinen Fleischboykott in Amerika. In England dagegen ist die Quote der Eigendeckung so gering geworden, daß sie praktisch kaum mehr in Betracht kommt, und daß bereits von heute auf morgen eine Stockung der Zufuhr bedrohlich wirkt. Dazu ist dort diese Zufuhr einzig und allein auf das Meer und den Schutz der eigenen Flotte angewiesen. Nichts

also als eine nüchterne Wahrheit hätte der Erste Lord der Admiralität ausgesprochen, als er kürzlich sagte, die Kriegsflotte sei für England eine Notwendigkeit, für Deutschland ein Luxus, wollten diese Worte ausschließlich vom Standpunkt der Volksernährung, dem heutigen Angelpunkt englischer Politik, verstanden sein.

England ist in einer Zeit, als es die einzige seebeherrschende Macht war, vom Prohibitivsystem (etwas wesentlich anderes war die seit 1828 geltende „Gleitende Skala“ nicht) fast unvermittelt (1846 bis 1849) zum Freihandel übergegangen und hat alle Vorteile dieses Überganges genossen, bis neuerdings andere Mächte unter kraftvollen, nationalen Regungen zu Weltmächten herangewachsen sind. Da nunmehr England einer Kombination mehrerer Mächte nicht mehr unbedingt gewachsen ist, so muß es ein Zusammengehen z. B. Deutschlands und Frankreichs unter allen Umständen zu verhindern suchen. Aus der wirtschaftlichen Abhängigkeit vom Auslande ist damit bereits eine politische geworden. Der hierin für das eigene Land liegenden Gefahr stehen Englands einsichtige Kreise völlig offenen Auges gegenüber, aber mit dem Gefühl, daß man nicht mehr zurück kann (Sir Edward Grey soll im vorigen Sommer direkt auf Luthers „Ich kann nicht anders“ hingewiesen haben). Joseph Chamberlain hat um die Wende des Jahrhunderts mit ungeheurem Mut den Kampf gegen die Volksstimmung aufgenommen, die seit den geschichtlich gewordenen Erfolgen des englischen Freihandels im vorigen Jahrhundert auf eine Überschätzung der Segnungen desselben eingeschworen ist. Aber es ist Chamberlain nicht gelungen, seine Mitbürger hinzureißen; der englische Industriearbeiter, bzw. Wähler, will sich nicht gefallen lassen, daß man ihm den Brotkorb nach seiner Ansicht höher hängt; er will gut essen, mögen dafür diejenigen, die ihn regieren, schlecht schlafen. Die Selbstsucht der in England rapide wachsenden Demokratie läßt kaum die Möglichkeit einer Umkehr offen. Und das englische Volk, verwöhnt durch die wirtschaftlichen Vorteile eines sechzigjährigen kaufmännischen Weltbürgertums, scheint nicht mehr die Kraft und den Willen zu haben, die Lasten einer unabhängigen Landespolitik und nationalen Selbstverteidigung auf sich zu nehmen.

An unsere Erinnerung aber klopft leise jenes resignierte und gleichzeitig prophetische Wort des Tacitus (Germania 33): *Urgentibus imperii fatis nihil jam praestare Fortuna majus potest, quam hostium discordiam.*

